

Abschließend seinen noch zwei Anmerkungen erlaubt: Etwas unbefriedigt lässt die Tatsache, dass Gehmacher das Jahr 1918 quasi als Stunde Null behandelt, und die Traditionslinie in den Deutschnationalismus des 19. Jahrhunderts auch nicht als ein noch zu bearbeitendes Desideratum erwähnt. Hier fehlen in der sonst so exzellent ausgewiesenen Studie Literaturverweise. Auch zum gewählten Buchtitel eine Bemerkung: Der Titel „Völkische Frauenbewegung“ ist zwar als Buchtitel zweifellos attraktiv, weil provokant, in seiner sachlichen Bedeutung jedoch irreführend: Aus den Ausführungen Gehmachers geht hervor, dass es so etwas wie eine „völkische Frauenbewegung“ nicht gegeben hat. Gehmacher betont selbst, dass die Bezeichnung „Völkische Frauenbewegung“ erstmals Anfang der dreißiger Jahre als post hoc Bezeichnung in der deutschnationalen Zeitung „Die Deutsche Frau“ auftaucht, während der Beginn deutschnationaler Frauenpolitik wesentlich früher anzusetzen ist.

Abgesehen von dieser ‚Irritation‘ ist hervorzuheben, dass es Gehmacher nicht nur gelungen ist, die Geschichte der Frauenpolitik zweier Parteien, nämlich der *GDVP* und der *NSDAP*, sorgfältig zu rekonstruieren, sondern darüber hinaus auch zentrale Fragestellungen bezüglich der Kontinuitäten, Brüche, der Koalitionen und Widersprüche der Frauenbewegung aufzuwerfen und wegweisend zu bearbeiten.

Erna Appelt, Innsbruck/Wien

Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis u. Patrice Veit Hg., **Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte.** Originalausgabe, München: Verlag C. H. Beck 1998 (Beck'sche Reihe 1280), 357 S., 13 Abb., öS 218,00/DM 29,80/sFr 27,50, ISBN 3-406-42080-X.

Eva Labouvie, **Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt.** Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 1998, 394 S., 29 Abb., öS 496,00/DM 68,00/sFr 62,00, ISBN 3-412-02598-4.

Hans-Christoph Seidel, **Eine neue „Kultur des Gebärens“. Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 11).** Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1998, 469 S., öS 1080,00/DM 148,00/sFr 148,00, ISBN 3-515-07075-3.

Die Erforschung der Geschichte des Gebärens und der Geburtshilfe erlebt derzeit eine zweite Konjunktur, was sich in der Veröffentlichung einer Reihe von neueren Studien ebenso zeigt wie in der verstärkten Rezeption älterer Untersuchungen zum Thema. Im Zuge dieses aktuellen Interesses werden die primär frauengeschichtlichen und medizinkritischen Studien der siebziger und frühen achtziger Jahre vor allem um geschlechter- und kulturgeschichtliche oder historisch-anthropologische Perspektiven ergänzt, relativiert und erweitert. Konsequenterweise setzt daher der von Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis und Patrice Veit als Taschenbuch herausgegebene Band „Rituale der Geburt“ auf ein Konzept der Vielfalt und der Unterschiedlichkeit der

„kulturellen Ordnungen und sozialen Praktiken der Geburt“ (13). Das Buch löst in seiner Zusammenstellung diesen Anspruch vorbildlich ein, was sicher auch ein Verdienst der vom Max-Planck-Institut für Geschichte und der Mission Historique Française in Göttingen besonders gepflegten Internationalität und Interdisziplinarität ist. Hier wurden seit 1994 jährlich Arbeitstagungen zwischen einer größeren Gruppe von Forscherinnen und Forschern verschiedener Disziplinen und Länder abgehalten; die „Rituale der Geburt“ sind das erste veröffentlichte Ergebnis dieser Begegnungen.

Bereits die thematische Anordnung der einzelnen Aufsätze dokumentiert, wie vielschichtig und auch widersprüchlich sich die Geschichte der Geburt im Zuge einer vergleichenden Betrachtung gestaltet. Jene älteren Konzeptionen, die mehr oder weniger eindimensional von einem großen Bruch zwischen „traditioneller“ und „moderner“ Geburt oder von der bloßen „Entmachtung“ weiblicher Geburtshelferinnen durch männliche Experten ausgingen, würden so „unhaltbar“, wie im Vorwort konstatiert wird: „Der oft als überhistorisch angenommene Gegensatz zwischen Männern und Frauen, Ärzten und Hebammen löst sich bei sorgfältiger Betrachtung auf in vielfältig gelagerte und unterschiedlich ausgehandelte oder ausgefochtene Felder von Konflikt, aber auch Kooperation.“ (13) Das wird im ersten Abschnitt zu „Frauensache – Männerpflichten. Menschen um die Gebärenden“ vorgeführt, indem auf den realen Ort und die symbolische Präsenz der Väter bei der Geburt verwiesen wird. Für ländliche Gebiete Neu-Englands im 18. Jahrhundert zeigt Laurel Thatcher Ulrich anhand von Tagebüchern beider Geschlechter, dass hier mit der „Kindsarbeit“ der Frauen ebenso sorgfältig festgelegte Arbeiten ihrer Männer korrespondierten, die allerdings vom Geschehen rund um die Geburt ausgeschlossen blieben. Ihre Aufgabe war es jedoch, rechtzeitig eine meist beachtliche Anzahl von helfenden Nachbarinnen und die Hebamme zu holen sowie zu bezahlen oder für die Geburt Wasser und Holz bereitzustellen.

Der folgende Beitrag stammt von Françoise Loux, die in ihrer vielzitierten Studie „Das Kind und sein Körper in der Volksmedizin“ (frz. 1978, dt. 1980) schon früh für eine historisch-anthropologische Analyse von Schwangerschaft, Geburt und Säuglingspflege in traditionellen Gesellschaften plädiert hat. Hier beleuchtet sie für ländliche Regionen Frankreichs um 1900 Rituale des Schutzes und die um das Geburtsgeschehen zentrierte Symbolik. So betrachtet waren Väter bei der Geburt wie in der Wöchnerinnen- und Kleinkindpflege durchaus „anwesend“, sei es in Form ihres Eheringes, eines Gürtels oder eines ungewaschenen Hemdes, sei es in Form von Rezepturen, die dem „männlichen Prinzip“ zugeordnet waren, oder durch die Anrufung männlicher Heiliger.

Unter dem Titel „Wissen, Kompetenz, Konflikte“ versammelt der nächste Abschnitt unter anderem Beiträge, die weitgehend auf Gerichtsakten basieren. Solche Quellen konturieren besonders scharf Rivalitäten zwischen Hebammen und Ärzten, wie Waltraud Pulz anhand eines gut dokumentierten Gerichtsfalles analysiert, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts zwischen der später zu Ruhm und Ehren gelangten Hebamme Justina Siegemund und dem Liegnitzer Stadtarzt Martin ausgetragen wurde. Die Streitfrage war dabei der Vorwurf der angeblich „gewalttätigen“

gen“ Geburtsbeschleunigung durch die Hebamme, was diese in ihrem 1690 erstmals erschienenen Lehrbuch „Nicht alles nach der Gelahrten Sinn geschrieben“ aufgriff und widerlegte.

Anschließend interpretieren Christine Loytved und Bettina Wahrig-Schmidt zwei durch Gerichtsakten, wissenschaftliche Streitschriften und Fallsammlungen dokumentierte Lübecker Fälle aus den Jahren 1770 und 1768. Die Konfliktlinien verliefen hier nicht nur zwischen einem Arzt und einer Hebamme, sondern auch zwischen den zehn Ärzten und fünfzehn Chirurgen der Stadt einerseits, und den bei der Geburt versammelten Frauen andererseits. In Venetien trat in ein solches Handlungsfeld im 19. Jahrhundert vielfach noch ein Pfarrer; dessen Anwesenheit bei schwierigen Geburten war dort durchaus üblich, und die Art und Weise einer ‚richtig‘ vorgenommenen Nottaufe äußerst umstritten. Das belegt Nadia Maria Filippini, indem sie den tragischen Fall einer 1849 in Venedig an Cholera verstorbenen Gebärenden als Ausgangspunkt für ihre Darlegung des konfliktreichen Verhältnisses von Hebamme, Arzt und Priester setzt. Er wurde gerichtlich untersucht, da der Arzt entgegen dem Wunsch des Priesters keinen Kaiserschnitt an der toten Frau vorgenommen hatte. In ihrer Kontextualisierung des Falles zieht Filippini auch Kirchenbücher, normative Quellen und medizinische Schriften heran, die den von den Frauen nach wie vor bevorzugten Hebammen nur Beistand bei „leichten“ Geburten und den Ärzten alle „schweren“ Geburten zuwies.

Zwei Aufsätze desselben Abschnitts rekurrieren auf das Verhältnis von Stadt und Land. Gunda Barth-Scalmani analysiert die komplexen Hintergründe der „unterschiedlichen Auffassungen über Geburt und ihre richtige Begleitung“ (103) im Erzbistum Salzburg gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Ganz im Tenor der volkspädagogischen Aufklärung formuliert, die einen scharfen Gegensatz zwischen städtischem Gelehrtenwissen und bäuerlich-ländlichem ‚Aberglauben‘ zog, erschien dort 1793 eine durch die Kirche gedruckte und verteilte Schrift mit dem umständlichen Titel „Freundschaftlicher Zuruf eines Arztes an das salzburgische Landvolk über den allein nützlichen Gebrauch der neu aufgestellten und geprüften Landhebammen, und den schädlichen Einfluss der Geburtshelferinnen auf die nothwendige Bevölkerung und die häusliche Verfassung des Landvolks“. Damit sollte für die Ausbildung zur diplomierten Hebamme in dem nur ein Jahr zuvor errichteten Salzburger Gebärdhaus geworben werden und vor allem für die Bevorzugung der hier examinierten Geburtshelferinnen, denen sich besonders in den ländlichen Gerichtsbezirken Frauen wie Männer – aus unterschiedlichen Motiven – entzogen. Sie bevorzugten weiterhin die diffamierten „traditionellen“ Geburtshelferinnen, was der Modernisierung des Sanitätswesens noch lange enge Grenzen setzen sollte.

Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts dürfte ein geburtshelferischer Beistand durch „Laienhebammen“ auch in den entlegensten Alpentälern Österreichs oder der Schweiz endgültig abgeschafft worden sein – während die Aneignung und die Bewertung des schulmedizinischen Wissens, mit dem alle Hebammschülerinnen in den Lehranstalten konfrontiert waren, durchaus ambivalent, von der Erfahrung der Fremdheit und der Distanz bestimmt bleiben konnten. Das zeigt am Beispiel

einer Schweizer Berghebamme, die um 1940 in Basel den einjährigen Hebammenkurs absolviert hat, Claudia Töngi auf, indem sie ihre Interviews mit dieser Frau einer methodisch exakten, auch formal-sprachlichen Analyse des eingeschriebenen „Code(s) der Fremdheit“ (147) unterzieht. Er manifestiert sich in einem auffallenden Sprachverlust noch in den Erinnerungen an die Ausbildungszeit und in der häufigen Verwendung von „Etikettenwörtern“ für die vermittelte männlich-theoretische Wissenschaftlichkeit, das wirkmächtige „Hygieneregime“ der Klinik (145). In der freien Praxis konnten seine Prinzipien nie ganz befolgt werden, was den Siegeszug der Klinikgeburt seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts erleichterte.

Die Konsequenzen dieses Prozesses stehen im Zentrum der theoretischen Reflexionen von Barbara Duden, die sich seit vielen Jahren intensiv als Körperhistorikerin mit der Geschichte des Gebärens befasst. Umso nachdenklicher stimmt daher ihre These vom „Untergang“ der Geburt am Ende des 20. Jahrhunderts. Barbara Duden fragt, wie „aus einem fleischlichen Geschehen der Sym- und Empathie, das es in dieser Intensität nur unter Frauen gab“ und das sie daher als weibliches „Proto-Ritual“ (d. h. den nachfolgenden Ritualen des Eintritts in die soziale Welt vorgelagert) bezeichnet, schließlich ein „technisch angeleitetes Hantieren am Frauenkörper“ (154f.) – die von Risikokalkül determinierte „Entbindung“ – werden konnte. Dennoch lässt sich zwischen der gründlichen Mechanisierung und Technisierung der Geburtshilfe einerseits und der „circumnatalen“ Sterblichkeit andererseits offenbar kein signifikanter Zusammenhang nachweisen, wie eine hier vorgestellte, 1990 erschienene Studie der Statistikerin Marjorie Tew für Großbritannien, die USA, Kanada und Australien belegt. Die Antwort darauf, warum „das historische Wesen der ‚Geburt‘ aus der kollektiven Erinnerung verschwunden ist“ (149), gibt Duden mit dem Verweis auf die Symbolkraft der Technik. Überzeugend theoretisiert sie auch für die moderne, technisierte Geburt den im Titel des Sammelbandes angesprochenen Begriff des ‚Rituals‘ und argumentiert, dass der Einsatz jeder medizinischen Prozedur zur Risikominderung als ein „mythopoietisches“ Ritual, also ein überzeugungsschaffender Vorgang verstanden werden muß“ (150). Die Summe all dieser Rituale ergibt jene „Liturgie“ bzw. ein dichtes rituelles Geflecht, in dem sich die meisten schwangeren Frauen heute fast zwangsläufig verfangen: „Jede Prozedur, vom ersten Bluttest bis zur letzten Eintragung im Mutterpaß, prägt einen Glaubenssatz – den Mythos über eine Gefahr, die technisch gebannt werden kann.“ (167)

Die folgenden, unter der Themenstellung „In der Klinik“ subsumierten Beiträge führen am Beispiel von vier europäischen Entbindungsanstalten des 18. und 19. Jahrhunderts in die lange Phase der Genese der ‚modernen‘ Klinikgeburt. Besonders spannend ist, dass diese Einblicke in die Zeit der Etablierung einer wissenschaftlichen Gynäkologie an den Universitäten aus ganz verschiedenen Perspektiven vermittelt werden: Jürgen Schlumbohm folgt zuerst dem Blick des Arztes und Professors Friedrich Benjamin Osiander, der von 1792 bis 1822 Direktor des Entbindungshospitals in Göttingen war. Die Anstalt, gegründet 1751, gehörte zu den frühesten dieser Art in Deutschland. Seit der Neuerrichtung

um 1790 fanden dort jährlich etwa 80 bis 100 meist ledige Frauen Aufnahme; ihre Entbindungen dienten vor allem der Ausbildung der Medizinstudenten und der Hebammenschülerinnen. Osiander selbst führte die umfangreichen „Tagebücher“ zu den schwangeren Frauen, deren Struktur und „Fallgeschichten“ Schlumbohm als Ausdruck der Realität der Klinik und des vom Direktor über die Jahre akkumulierten Wissens gleichermaßen entschlüsselt. So gelingt es ihm genau nachzuzeichnen, wie die Gebärenden hier Schritt für Schritt zu Objekten der ärztlich-geburtshilflichen „Kunst“, zu passiven „Patientinnen“ wurden – was im spezifischen Kontext des Göttinger Entbindungshauses unter Osiander auch den außergewöhnlich häufigen Gebrauch der Geburtszange bedeutete.

Der Beitrag von Marita Metz-Becker über die 1792 gegründete Accouchieranstalt in Marburg knüpft an die abschließende Vermutung Schlumbohms, dass die betroffenen Frauen selbst der rigiden Disziplin der Klinik mitunter auch Grenzen setzten, direkt an. Unter dem Schlagwort „Frauen entziehen sich“ werden beispielhaft deren Ängste vor den Bedingungen einer Anstaltsgeburt und Proteste gegen die Zustände im Gebärdhaus aufgezeigt. Wie zwei eindringlich formulierte kollektive Bittbriefe von Patientinnen der Marburger Anstalt aus den Jahren 1850 und 1853 belegen, konnte damit das Regime einer Oberhebamme ebenso gemeint sein wie schlechtes und völlig unzureichendes Essen, was die prekäre Situation der ledigen Unterschichtfrauen noch verschärfte. Gerade diese Frauen, die ja die Hauptklientel solcher Einrichtungen darstellten, waren auch am ehesten jener „inoffiziellen Ökonomie“ eines Gebärdhauses ausgeliefert, die Verena Pawlowsky für die überdurchschnittlich große Wiener Anstalt (1784–1908) beschreibt. Vor dem Hintergrund ihrer jahrelangen Forschungen dazu und zum angegliederten Findelhaus zeigt Pawlowsky, wie weitgehend die Struktur der Institution unter den Gebärenden, den Wärterinnen und den Hebammen sowie den Hebammenschülerinnen Hierarchien reproduzierte. Trinkgeldwirtschaft, die Heranziehung der Patientinnen zu Privatarbeiten und ein Schleichhandel zwischen Ammen und Pfleglingen schufen ein System aus Abstufungen auch unter den Frauen, das Gemeinsamkeiten verhinderte. Wenn Pawlowsky zudem kurz darauf verweist, dass der Aufgabenbereich der Oberhebamme gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend eingeschränkt und ihre Funktion nun „die eines Kontrollorgans in einer klinischen Hierarchie geworden“ war (210), deutet sie auf eine Tendenz hin, die trotz aller im Vorwort des Bandes betonten Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten in den einzelnen Gebärdanstalten ähnlich verlaufen sein dürfte. Sogar im Pariser Entbindungshospital von Port-Royal, wo die Oberhebammen ihre dominierende Stellung gegenüber den Ärzten das ganze 19. Jahrhundert über bewahren konnten und die Anstalt faktisch leiteten, kam es schließlich mit einem Erlass des Jahres 1895 zu einem Ende ihrer Vorrangstellung. Die sich bis dahin zuspitzende Rivalität zwischen den Hebammen und den männlichen Geburtshelfern und vor allem die große Reform- und Entscheidungskompetenz einzelner Oberhebammen dieser Anstalt, die anders als die zuvor behandelten Einrichtungen ausschließlich Hebammen ausbildete, sind das Thema des Beitrags von Scarlett Beauvalet-Boutouyrie.

Der letzte Abschnitt des Bandes – „Zwischen Leben und Tod“ – enthält drei weitere Aufsätze. Sie befassen sich quellennah mit prekären Situationen des Sterbens und des Todes – einer jahrhundertlang allgegenwärtigen Gefahr für die Gebärende wie für das Neugeborene. Wenn dieses ungetauft verstarb, hatte es einen ungewissen und damit bedrohlichen Status; man fürchtete seine Ruhelosigkeit im ‚Jenseits‘. Entsprechend bedeutend waren daher jene Frömmigkeitspraktiken, die auf eine „Erweckung“ des ungetauften Säuglings zielten: Eltern, Hebammen, Nachbarinnen und Nachbarn brachten das tot geborene Kind zu heilsmächtigen Orten und hofften, dass es dort noch einmal kurz ein Lebenszeichen von sich gäbe, um notgetauft werden zu können. Im spätmittelalterlichen Schweizer Wallfahrtsort Oberbüren wurden diese Kinder danach reihenweise mit dem Gesicht nach Osten bestattet, wie die von Susi Ulrich-Bochsler und Daniel Gutscher minutiös beschriebenen archäologischen Ausgrabungen belegen; das Ende für dieses vielbesuchte Wallfahrtszentrum kam zwar nicht zäsurgleich, aber doch allmählich mit der Durchsetzung der Reformation. Hingegen hat Eva Labouvie für ihren Untersuchungsraum, der Lothringen, Kurtrier, Nassau-Saarbrücken, Pfalz-Zweibrücken, Blieskastel und andere kleinere Herrschaften der Region umfasst, für die gesamte Frühe Neuzeit mehr als 20 solcher katholischer Wallfahrtsorte recherchiert, und Jacques Gélis zeigt am Beispiel des schwäbischen Prämonstratenserklusters Ursberg die große Verbreitung und Akzeptanz der Wunderfrömmigkeit bis in die Zeit der Aufklärung. Nun erst trafen hier Wunderglauben und wissenschaftliches Denken konfliktreich aufeinander, was 1750 eine kirchliche Untersuchung der in Ursberg vorgenommenen Erweckungs- und Taufrituale nach sich zog, an der auch ein Arzt und zwei Chirurgen teilhatten: Die Zukunft der Geburtshilfe, mit ihrer exakten Grenzziehung zwischen Leben und Tod, deutete sich damit sogar in diesem Kloster bereits an.

Vieles von dem, was Eva Labouvie in ihrem Beitrag zum Sammelband „Rituale der Geburt“ nur andeuten konnte, findet sich weit ausführlicher in ihrer ebenfalls 1998 erschienenen Monographie „Andere Umstände“ beschrieben – etwa die unterschiedlichen Bestimmungen und Praktiken der Nottaufe in den lutheranischen, calvinistischen und katholischen Landgemeinden ihres weitläufigen Untersuchungsraumes oder die Rituale am frischen Grab einer im Kindbett verstorbenen Frau und vor allem der Umstand, dass die „traditionelle“ ländliche Geburtshilfe bis ins 19. Jahrhundert innerhalb einer weiblichen „Hilfs-, Not- und Festgemeinschaft“ stattfand, die neben der lange Zeit selbstgewählten Hebamme aus einem Kollektiv verheirateter Dorffrauen bestand. Solchen und vielen anderen Fragestellungen für eine im Untertitel avisierte „Kulturgeschichte der Geburt“ wird hier eine große Bandbreite von Quellen zu Grunde gelegt, von Kirchenregistern und Kirchenbüchern über Geburtsregister, Mirakelbücher und Gerichtsakten hin zu demographischen Daten.

Zu den besonderen Stärken dieses Buches gehört sicher das durchgehende Augenmerk der Autorin auf Differenzierungen: Sie behandelt beispielsweise im ersten Hauptteil „Von der Schwangerschaft zur Geburt“ nicht nur „gewünschte“ und „beabsichtigte“ oder „strategische“,

sondern ebenso „ungewollte“ und „verheimlichte“ Schwangerschaften mit ihren verschiedenen Kontexten, Situationen und Folgen, wodurch auch „Kindsmörderinnen“ und vergewaltigte Frauen in den Blick kommen. Labouvie arbeitet mittels vieler spannender Fallgeschichten heraus, wie verschieden die „Dörflerinnen“ in einer Zeit, als jede Schwangerschaft auch als „halböffentliche“ Angelegenheit wahrgenommen wurde, mit dem entsprechenden Wissen umgingen und auch Kontrolle ausübten. Ähnlich nuanciert wird nach den Körpererfahrungen und -deutungen der schwangeren und gebärenden Frauen gefragt, die Labouvie vor dem Hintergrund eines „traditionellen“ Körperverständnisses analysiert, das von „Kohärenzen zwischen dem Kosmos des Körpers und der kosmischen Welt“ ausging und stets mehrdeutig war. Die daraus abgeleitete „Semiotik des Schädlichen und des Nützlichen“ (66) war dennoch konkret und beinhaltete eine Fülle von Ritualen und Verhaltensregeln. Das wird sowohl anhand vieler Beispiele für die „Grenzgängerin“, als welche die Schwangere galt, verdeutlicht, als auch in den Kapiteln über die Geburt selbst – etwa dort, wo die kulturelle Logik von „wahren“ und „wilden“, „natürlichen“ und „unnatürlichen“, „zuviel“ oder „zuwenig“ Geburtsschmerzen (153) entschlüsselt wird.

Die auf Grund der häufig verschachtelten und allzu langen Satzfiguren mitunter beeinträchtigte Lesbarkeit des Buches wird durch eine weitere Qualität der Studie wettgemacht. Ihre Langzeitperspektive vom 16. bis in das beginnende 19. Jahrhundert verdeutlicht nicht nur längerfristige Entwicklungsprozesse im Körperverständnis wie im Geschlechterverhältnis, sondern auch so manche Phänomene, die erst im Laufe der Frühen Neuzeit entstanden und dann relativ bald wieder verschwanden. Das war etwa der Fall in Bezug auf eigene männliche Tauffeste, die Labouvie im Kontext des dritten Abschnittes über „Kindbettzechen“ und „Weibergelage“, die Taufe, das Wochenbett und die Aussegnung behandelt. Sie kamen im 16. Jahrhundert auf, stießen noch mehr als die parallelen Frauenfeste auf vehemente obrigkeitliche Kritik und blieben ein kurzes „Intermezzo“; bereits im 17. Jahrhundert war „das Feiern um die Geburt wieder eine weniger üppige, reine Frauenangelegenheit geworden“ (207). Die verschiedenen zeitlichen Ausprägungen dieser weiblichen Festkultur, die trotz zahlreicher Reglementierungsversuche eine große Persistenz bewies, ist ein weiteres breit gefächertes Thema des vorliegenden Buches. Die Geschichte der Hebammen im gleichen Untersuchungszeitraum wird hingegen ein zweiter Band der Autorin nachzeichnen, den der Campus-Verlag für den Herbst 1999 unter dem Titel „Beistand in Kindsnöten. Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550–1910)“ angekündigt hat.

Kurz vorgestellt sei hier zuletzt die umfangreiche Monographie von Hans-Christoph Seidel. Dass auch sie bereits im Titel auf „Kultur“ verweist und entsprechend die hier vor allem behandelte Medikalisierung der Geburt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als „neue Kultur des Gebärens“ apostrophiert, mag als modisches Zugeständnis gelesen werden. Die Studie selbst, entstanden als geschichtswissenschaftliche Dissertation an der Universität Bielefeld, ist jedenfalls weniger kulturgeschichtlich orientiert, sondern vielmehr sozial- und auch medizinisch im weiteren Sinne. Anknüpfend an die bisherigen Konzepte

zum Prozess der Medikalisierung und der Professionalisierung der Geburtshilfe fokussiert Seidel auf der Basis einer beeindruckenden Anzahl qualitativer wie quantitativer Quellen primär das Spannungsverhältnis von Medikalisierungsprogrammatik und Praxis der Geburtshilfe. Er fragt sowohl im Kontext der europäischen Entbindungsanstalten als auch im Kontext der „freien“ geburtshilflichen Praxis der Ärzte, deren Vor- und Nachteile für die Profession genau dargelegt werden, nach den Bedingungen und Grenzen der Medikalisierung. Dabei behandelt er beispielsweise den Gebrauch von Instrumenten und die Häufigkeit oder den Erfolg geburtshilflicher Operationen, die Bezahlung dafür und überhaupt die ökonomische Situation der männlichen Geburtshelfer im Zuge der allmählichen wissenschaftlichen Anerkennung ihres Faches. Immer wieder systematisch beleuchtet werden Interessensgegensätze, aber auch Koalitionen zwischen den Hebammen, den Ärzten und den gebärenden Frauen verschiedener sozialer Herkunft. Vor allem in diesen Zusammenhängen rezipiert Seidel kenntnisreich medizinkritische und frauengeschichtliche Untersuchungen zur Geschichte der Geburt und des Hebammenwesens. Dass seine so gewonnenen neuen Schlussfolgerungen mancherorts einer etwas vereinfachten, wenn nicht allzu harmonisierenden Sicht der Geschlechterhierarchie in der bürgerlichen Gesellschaft aufsitzen, ist wohl auch eine Konsequenz der Beschränkung auf veröffentlichtes Quellenmaterial. Es sollte gerade zur genauen Lektüre dieser sehr informativen Studie veranlassen.

Christa Hämmerle, Wien